Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Aus Sophus Schandorphs Novellen und Skizzen
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575615

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spiegel" (siehe unten) den ersten Rang ein, was feinen Ton und künstlerische Auffassung anbetrifft; dieser guten Leistung ward in München von den beurteilenden Kollegen an einer Ausstellung ein sehr ehrenvoller Platz angewiesen. Seine landschaftlichen Studien, die er am Bodensee, in Kärnten, am Hallstättersee und in der Umgebung Münchens malte (s. S. 438 f.), zeugen von tiefem Eingehen in die Natur und von frischer gesunder Anschauung. Einige schön ausgeführte Baumstudien sind in sattem, tiefem Ton gehalten. Seine ganze zähe Arbeitskraft setzte Schaltegger unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen ein, um für den Festsaal des Roten Kreuzes in München das lebensgroße repräsentative Porträt einer bayerischen Prinzessin zu malen. Eine schwere unheilbare Krankheit seiner Frau trat seiner weitern künstlerischen Entwicklung hindernd in den Weg; dennoch hat er mit bewunderungswürdigem Mut neben der Pflege der Kranken für Leben und Kunst gerungen. Voll Begeisterung sprach Schaltegger noch zwei Tage vor seinem Tode über einen ihm in der Heimat in Aussicht stehenden ehrenvollen Auftrag; eine auf der Staffelei stehende breit angelegte Bildnisstudie hoffte er durch weiteres eingehendes Studium auf künstlerische Höhe zu bringen — es sollte nicht sein! Ein Schlaganfall, der ihm weiteres Leiden ersparte, hat ihm am 4. Januar 1909 ein jähes Ende bereitet.

Schaltegger war einer von denen, die aus dem ihnen anvertrauten Pfund gemacht haben, was in ihrer Macht lag. Wer mit den traurigen Verhältnissen vertraut war, in denen Schaltegger gekämpft und gerungen, den mutete seine bis zuletzt bewiesene Willenskraft, seine Kunstbegeisterung, die nur der Tragik des Todes wich, wie eine Heldentat an.

C. Th. Meyer-Basel, München.

Aus Sophus Schandorphs Novellen und Skizzen.

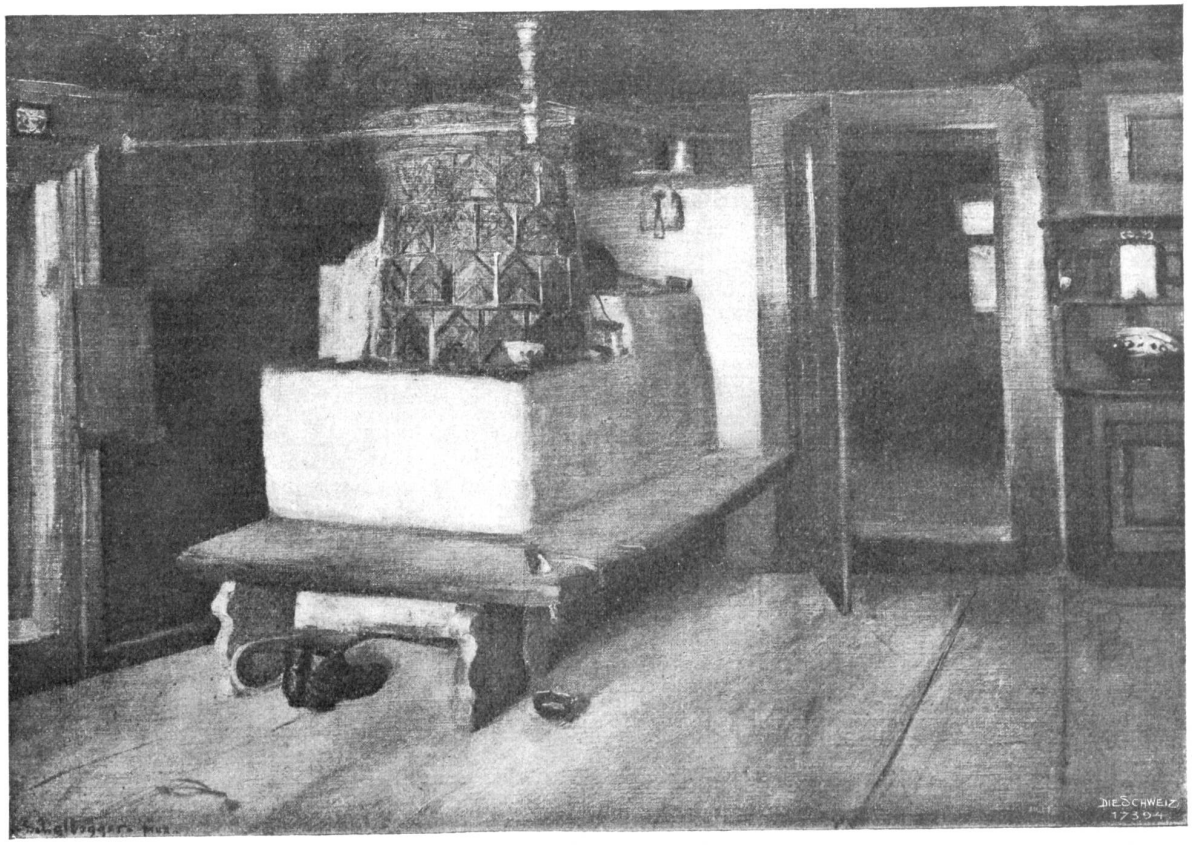
Es bedarf keines langen Ganges durch die Straßen von Kopenhagen und kaum mehr als eines Blickes auf die Schaufenster der Buchhandlungen, daß man mit dem Namen Sophus Schandorphs beinah vertraut ist. Der greise Dichter nimmt in der Bücherei seiner lesefreudigen Volksgenossen einen altehrwürdigen und ziemlich unangefochtenen Platz ein. Und das ist kein Wunder. Er ist ein Däne durch und durch, und er kann für die große Masse um so mehr als solcher gelten und um so mehr der Gegenstand anhänglicher Liebe und Verehrung sein, als seine Art sich doch ziemlich gemütlich in der Mitte hält zwischen den stärker ausgesprochenen Tendenzen, die um ihn her die bedeutende dänische Literatur hervorgebracht haben und mit deren glänzenden Vertretern in Romantik, Satire, Naturalismus usw. er gewiß auch nicht in die vorderste Linie tritt, wie er des weitern im Ausland hinter ihnen zurückgeblieben ist.

Emanuel Schaltegger (1857—1909). **Vor dem Ausgang.**

Wer irgend einmal in Dänemark so ein wenig angewachsen ist, angesprochen von der in ihrer Zusammensetzung aus Geist und Behagen so unvergleichlichen weichen Atmosphäre, dem löst so ein Geschichtlein von Sophus Schandorph mehr wie alles die in der Erinnerung schlummernden lieb gewordenen Stimmungen. Humor, Satire, liebevolle Schilderei als Selbstzweck, alles das und oft in einem hat unser Schandorph in einem Maße, daß der Kenner angeheimelt sich gleich wieder ins «gamle Danmark» und speziell in seine ganze typische Literaturatmosphäre versetzt fühlt.

Es ist daher sehr zu begrüßen, wenn von diesem Schatz auch den Fernerstehenden wenigstens ein Begriff vermittelt wird durch Auslese und Uebersetzung. Ein erfreuliches Büchlein liegt vor mir, eine Publikation des Verlags von Gustav Grunau in Bern: Ausgewählte Novellen und Skizzen von Sophus Schandorph (Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Clara Bener). Es sind sechs kleinere und eine die zweite Hälfte des Bandes für sich füllende Erzählung. Die Auswahl verdient alle Anerkennung. Wir finden den Finger nachdrücklich auf manches Faule und Schiefe gedrückt, wir finden goldene Lebensbejahung und schalkhafte Weisheit, wir finden großzügige Tragik und intime Kleinmalerei voll Komik und Pointe.

Die umfangreichste dieser Erzählungen „Das Komödienspiel der Liebe" führt uns in das Spiel der Mächte und Kräfte einer kleinen Stadt. Prächtig sind die Figuren gezeichnet in diesem ironischen Idyll, und die Hauptportion an indiskreter Charakteristik fällt auf den Helden und seine Entwicklung vom Gymnasiasten zum Bierbrauer, so recht im umgekehrten Verhältnis zu seiner Romantik und dem Ehrgeiz, den — andere



Emanuel Schaltegger (1857—1909). **Bauernstube mit grünem Ofen.**

für ihn haben. Es ist keine üble Romantik, daß das Glück seine eigenen Wege geht, unter krasser Mißachtung seines Dichterwesens, ihn schließlich recht summarisch, eben wie einen Schulbuben auch des Lebens an die Hand nimmt — Auch wieder so ein bedeutsamer Erziehungsroman, wo es dem Helden ganz seinem Treiben entgegen und ganz unverdient gerät. Vielleicht ist das aber der einzige Weg zum Glück, der uns dieses erträglich, und mehr als das, profitabel macht. Was ist der Sinn von Leben, wenn nicht lernen? So unweis aber sind leider die meisten, daß sie wohl in der Quere lernen und, wenn das Glück wie ein Dieb über Nacht kommt, ihrer Unwürdigkeit einigermaßen abzuhelfen suchen, hingegen über selbsterreichtem oder gar verdientem Glück behäbig ihr Salz — Salz sein lassen, bis es — keines mehr ist. Allein: bevor wir ins Philosophieren hineinkommen, wollen wir zwei Umstände erwägen. Erstens, daß die Schmiede ihres eigenen Glückes selten so fertig auf der Straße zu finden, daß man sie ohne weiteres als solche etikettieren könnte. Zweitens: daß unser Held als glücklicher Ehemann seiner Liebsten und Bierbrauer zwar im Punkte praktischer Lebensweisheit auf einer gesunden Basis angelangt ist und unser Zutrauen hat, aber... Nun: wir sind ja im Roman, und mehr darf vom Erziehungsroman nicht verlangt werden, als daß er seinen Helden mit einer Frau und zwar der rechten und mit einer vernünftigen Beschäftigung stehen läßt. Und dann ist noch die Frage, ob Sophus Schandorph einen Erziehungsroman geschrieben oder lediglich sich und uns nach der Losung L'art pour l'art hat vergnügen wollen, in welcher Einschränkung dem „Komödienspiel der Liebe" kein minder Lob erblühte.

Unter den eigentlichen Satiren ist „Bis zum Frühstück" die bissigste. Nicht etwa, weil sie die beste, sondern weil sich aus ihr am ehesten das eine und andere außer dem Zusammenhang wiederholen läßt, soll sie zur Kennzeichnung von Schandorphs Manier hier herangezogen werden. Es handelt sich um einen alten kranken „Heiligen", einen Laienprediger, den Weber Jeremias Pind, welcher der Erweckung seiner Landsleute und seinem inbrünstigen Glauben seine Kinder und viele Tage seiner Freiheit dargebracht und nun im Asyl sein Leben beschließt.

„... Zuweilen wurden Pinds Schmerzen so heftig, daß er überlaut aufschrie und sein Jammerruf durch die Luft schnitt wie der schrille Pfiff einer Lokomotive. Sowie seine Schmerzen wieder erträglicher wurden, bat er seine Leidensgenossen um Vergebung und flehte Gottes Hilfe an, um sich in die ihm auferlegten Prüfungen besser schicken zu lernen.

Seine alten Freunde waren fast alle gestorben, und nur selten einmal geschah es, daß er Besuch empfing. Der einzige, der ihn regelmäßig zu besuchen pflegte, war Ole Truelsen, ein ehemaliger Seemann, der seinerzeit lange auf Reisen gewesen, dann mit einer Jacht die Binnengewässer befahren hatte und nun vor der Stadt in einem kleinen Haus mit Gärtchen von seinen Sparpfennigen lebte. Des Sommers brachte er dem kranken Freunde Aepfel und Birnen aus seinem Gärtchen und im Winter einige Scheiben Speckschinken — um die kärgliche Spitalkost zu verbessern. Truelsen mußte dem Weber zwar vorgeben, die Krankenhausverwaltung hätte diese Extraverpflegung ausdrücklich gestattet, sonst hätte Pind, der es mit seinem Gehorsam gegen die Menschen ebenso genau nahm wie mit seiner Befolgung der Gebote Gottes, sich des bestimmtesten geweigert, etwas anzunehmen. Der Weber beachtete nicht, daß Truelsen sich jeweilen vorsichtig umsah und Pinds bettlägerigem Nachbar zublinzelte, bevor er das Zeitungspapier entfaltete, in welchem er die Sachen einschmuggelte. Truelsen wußte gut genug, daß der betreffende Spitalinsasse, ein durch Trunksucht herabgekommener alter Schuhmacher, ein unzuverlässiger Kerl und leicht im Stande war, seine reglementwidrige Versorgung

ans Tageslicht zu bringen. Darum sicherte er sich dessen Verschwiegenheit, indem er ihm jedesmal eine Flasche Branntwein zusteckte. Natürlich war nichts strenger verpönt im Spital als das Einschmuggeln von Branntwein. Der Schuhmacher pflegte alsdann die Flasche im stillen getreulich zu leeren. Seine Zimmerkameraden waren hernach jeweilen ganz verdutzt, wenn Didriksen, der oft genug respektwidrige Aeußerungen gegen die Kirche und den Staat, ja selbst gegen den Spitalvorstand fallen ließ, mit lauter Stimme zu singen begann: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ...“

Der alte Weber nahm indessen zuweilen doch Anstoß an dem frühern Kauffahrteikapitän, wenn er sich, was hie und da geschah, mit ihm in einen theologischen Diskurs einließ und Truelsen dann aus alter Gewohnheit das Fluchen nicht lassen konnte. So sagte Pind einmal:

„Ihr seid ein herzensguter Mann, Truelsen! Wie oft habe ich nicht für Euch gebetet!“

„Danke, Pind! Das ist brav von Euch. Man hat ja von seiner Jugend her noch manche Mogelei auf dem Gewissen ...“

„Gott ist bereit, alle Sünden zu vergeben, wenn sich der Sünder bekehren will.“

„Zum Teufel auch! Wozu sollte ich mich bekehren? Ich bin ja ein getaufter und konfirmierter Christenmensch. Ihr wollt doch nicht etwa, daß ich mich wie ein Jude beschneiden oder wie ein Mormone wieder taufen lassen soll?“

„Ja, aber habt Ihr auch wirklich den rechten, allein seligmachenden Glauben?“

„Hör' mal, Pind: so was mögen die Pfarrer ausdüfteln; ich bin nicht gelehrt genug dazu! Ich glaube das, was sie mich glauben heißen, und das weitere schert mich nicht. Das ist ihre Sache.“

„Aber Ihr redet ja wie ein Katholik und gar nicht wie ein evangelischer Christ!“

„Ja, dann ist besser, ich halte das Maul; denn es nützt nichts über Sachen zu reden, die man nicht versteht.“

„Und zu all dem flucht Ihr noch, Truelsen!“

„Ja, das ist wahr. Aber ich bitte Euch ja jedesmal um Verzeihung, wenn ich es getan habe, weil ich weiß, daß Ihr das nicht leiden mögt, Pind.“

„Das heißt man den Bösen herausfordern.“

„Seht erst zu, ob er wirklich kommt, der Schlingel! Er weiß gut genug, daß das alles nur Unsinn ist. Zu meiner Zeit gehörte das mit zum Handwerk, seine Rede mit einem Schlagwort zu beschließen. Sogar gelehrte Leute und selbst Dichter und Schauspieler mischen solche Brocken in ihre Suppe. Das weiß ich von meiner seligen Frau ihrem Brudersohn her. Der schrieb Gedichte für Bilderzeitungen, und das ging wie nichts. Aber wenn er sie mir und meiner seligen Frau vorlas, so verstand ich die kunstvollen Worte nicht immer, und so fragte ich ihn einmal: ‚Was kreuzschockdonnerwetter — verzeih Pind — sollen alle diese Schnörkeleien?‘ Das sei Poesie, erklärte er dann, und diene zur Ausschmückung der Rede oder wie er's nannte. Und wenn ich nun fluche, so meine ich ganz das Gleiche damit. Schöne Worte fallen mir keine ein, dafür gewiß so ein rechtes Dromedar von einem Eid, der frischen Wind in die alten Lappen bläst ...“

So diskurieren die Freunde. Wenn sich der arme Kranke vor Schmerzen windet und sein Aechzen den Schuhmacher weckt, läßt der eine Flut von Schimpfwörtern auf ihn los, und Pind bittet ihn inständig um Verzeihung. Nun liest er in der Zeitung, daß der große Bußprediger und Verfasser seiner Postille den nächsten Sonntag in der Stadtkirche predigen werde.

„Dem Weber liefen Schauer über den Rücken, während große Tränen aus seinen frommen blauen Augen flossen. Er faltete die Hände und bat Gott inbrünstig, ihm Kräfte zu verleihen, daß er sich in die Kirche schleppen lassen und den heiligen Gottesmann predigen hören könne. Oder, sofern es zuviel verlangt sei, daß Gott einem so großen Sünder zuliebe so etwas geschehen lassen sollte, so bat er ihn weiter, so möge er des mächtigen Verkünders Herz rühren, daß derselbe die Mühe nicht scheue, nach dem alten Lazarus zu sehen und mit ihm über Dinge der andern Welt zu reden. Ein Wort von den Lippen dieses Mannes würde, wenn es auch noch so streng war, für den armen Jeremias Pind eine kostbare Perle sein. Der Stadtpfarrer und der Katechet waren zwar beide vortreffliche Männer; aber jener Pfarrer, der das wunderschöne große Buch geschrieben und herausgegeben hatte, der sprach wie einer, dessen Wort Macht ist ...“

Natürlich gibt es für unsern armen Weber keinen andern Vertrauensmann für die Besorgung seines Wunsches als den fluchenden alten Seebären. Der sträubt sich umsonst wider den ungewohnten Auftrag, kanns aber dem Freund nicht abschlagen. Der brave Mann tut sein Möglichstes um eine Contenance. „Er hatte sich für seine Bittaudienz bei dem berühmten Prediger in Wix geworfen und sich selbst noch fortwährend auf dem Weg von seinem Haus bis zum Hotel eingeschärft: ‚Nicht fluchen, altes Kamel! Spuck den Tabak bei Zeiten aus!‘ Seine spärlichen grauen Haare hatte er mit Haaröl eingesalbt und sie über die Schläfen heruntergekämmt, wie er es in seiner Jugend zu tun pflegte, wenn er über Land zog und bestrebt war, den Mädchen zu gefallen. Seine goldenen Ohrringe hatte er gescheuert, bis sie in der Sonne funkelten. Er hatte einen alten schwarzen Frack mit langen Schößen an, und auf seinem Kopf thronte stolz ein gewaltiger, hoher, schwarzer Seidenhut, der ihm bis auf den Nacken reichte. Er wollte aber doch nicht aussehen wie einer, der sich des Standes schämte, dem er sein gutes Auskommen und noch ein paar Notpfennige für die alten Tage verdankte; darum hatte er ein großes schwarzseidenes Halstuch umgebunden und vorn zu einer stattlichen Matrosenschleife geknüpft. Würde es denn nicht möglich sein, mit dem Pfarrer ein paar Worte zu reden? Eine Sünde und Schande wäre es, sollte ihm das nicht gelingen, galt es ja doch seines Freundes Seelenheil. Es war ja vielleicht reine Torheit, daß er durchaus diesen Pfarrer wollte und keinen andern; denn die beiden Stadtpfarrer hatten ganz die gleichen Examen abgelegt und würden daher dem Weber ebensogut Bescheid geben können; aber da der einfältige Tropf nun so schwer krank dalag und nur diesen einzigen höchsten Wunsch kannte, so mußte man ihm wohl oder übel seinen Willen tun ...“

Er ringt dem großen Manne in der Tat grad noch im Augenblick, ehe er in die Kirche eilt, alle abschüttelnd, das Versprechen ab, seinen Freund im Asyl zu besuchen. Die Kontrastwirkung, die unser Dichter nun herausbringt zwischen der braven Biederkeit des alten Seemanns und des lechzenden Frommen einer- und der Religiosität, die wir bei dem verwöhnten Pastor und seinem zerknirschten bekehrten Junker finden, anderseits, verblaßt uns kaum wieder. Kaum vermögen wir uns über unsere Stimmung und des Autors Absicht klar zu werden, so jeder reinlichen Scheidung spottend durchdringen sich rührende Sympathie und grinsender Hohn, blutige Tragödie und ätzende Satire. Da läßt sich nichts mehr herausreißen, um andeutungsweise zu schildern, wie der fromm gewordene Lebemann dem anspruchsvollen Kirchenmann mit seiner geizigen Gastlichkeit den Hof zu machen meint und sich mit seiner schäbigen Aufwartung von dem enttäuschten Hungrigen das greulichste Donnerwetter holt. Gleich von der Predigt weg ist er der Einladung gefolgt. Die Vorstellungen des mahnenden Kapitäns: „Wenn er nun vorher sterben sollte?“ hat er mit einem kategorischen „Das wird er nicht“ abgeschnitten. Jetzt muß er erst noch zu Mittag essen — nochmals; denn beim Junker hat er eigentlich nur an der Beichte zu kosten gefunden — „Haben Sie sich mit Frauen so versündigt?“ hilft er ihm weiter. Ein halbgebratenes Beefsteak mit Spiegelei und eine Flasche Volnay noch. Nach diesem zweiten Mittagessen geht er bereitwilligst ins Asyl, wo unser Weber liegt. Wie er eintritt, hält der Kapitän die Hand des Freundes. „Ja, Jeremias Pind ist jetzt gestorben; er hat auf seiner Hochehrwürden Zuspruch verzichten müssen!“

Wir ersehen aus diesem einen Muster, daß es unserm

Emanuel Schaltegger (1857—1909). Dachauerin (1899).

Büchlein am Temperament nicht fehlt. Was die Uebersetzung anbetrifft, so ist sie für den der Originalsprache Kundigen nicht über jeden Tadel erhaben. Für den hingegen, der nur diese Uebersetzung vor sich hat und dem jene Sprache fremd ist, wird kaum ein Nachteil daraus erwachsen. Die Unzulänglichkeiten sind nicht von denen, die Grammatik, Syntax und Stil beeinträchtigen und infolgedessen den Leser empfindlich stören.

E. Z.

Dramatische Rundschau.

IV*)

Die Aufführung von Goethes „Faust"-Dichtung in der Bearbeitung des Zürcher Stadttheaters, mit der am 1. September unsere Theatersaison auf der Pfauenbühne ihren Anfang nahm, bedeutete einen Erfolg. Beeinträchtigt wurde die Wirkung durch das gänzlich ungenügende Spiel des Herrn Koch, der sich bei seiner Interpretation des Faust um die der Bearbeitung zugrundeliegenden Intentionen offenbar keinen Deut kümmerte und seinen bisherigen Fehlleistungen so entschieden die Krone aufsetzte, daß selbst die zeitliche Distanz das ärgerliche Erlebnis nicht in Vergessenheit bringen kann. Man hatte die Hexenküche weggelassen, weil mit allem äußern Zauberspuk auch die gewaltsame Verjüngung wegfallen sollte: man dachte das Menschliche in der Tragödie besonders zu betonen, wenn Faust, ein etwa fünfundvierzigjähriger Mann, sich nicht mehr verjüngt, als die innere Hinwendung an ein freies Weltleben und die Nachhilfe des Coiffeurs den Menschen verjüngen können. Herr Koch ist im alten Schlendrian geblieben: statt daß er neben der neuaufflammenden Sinnlichkeit die andauernde geistige Ueberlegenheit durchblicken ließ („Dir steckt der Doktor noch im Leib!"), raste er als Liebhaber auf geradezu komische Weise in den engen Gassen des mittelalterlichen Städtchens herum (von dem jämmerlichen Eindruck, den er in Gretchens Zimmer machte, zu schweigen!), und nach der Liebestragödie, wo sich mit der Hochgebirgsszene der zweite Teil (IV. Akt) anfügt (der jetzt in einem zeitlichen Abstand von höchstens ein paar Monaten gedacht ist), schwankte bereits wieder der alte Faust des Wegs, mit langem Bart und langem Mantel, statt daß wir einen noch im kräftigsten Alter stehenden Mann im derben Reisewams zu sehen bekommen hätten; erst der Greis, der das große Kulturwerk hinter sich hatte, vermochte zu befriedigen. Ich habe die von dieser Bearbeitung unzertrennliche Interpretation im Umriß fixiert, weil ich mich der Hoffnung hingebe, daß durch eine spätere Neubesetzung der Hauptrolle die Zürcher Faust-Aufführung noch ein Erhebliches populärer werde; daß selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Publikum dauernd mitging, spricht vielleicht am meisten für den glücklichen Ausgang des immer gewagten Unternehmens. Die beste schauspielerische Leistung des Abends bot Herr Marlitz als Mephisto; außer den Damen Ernst und Jäger, die abwechselnd das Gretchen spielten, bleibt der Valentin des Herrn Kaase zu erwähnen. Fast durchweg gelungen waren die neuen, von Albert Isler angefertigten Dekorationen: die Bilder aus der Gretchentragödie, vor allem die Domszene — sowie die Schlußszenen aus dem zweiten Teil, mit dem scharfen Gegensatz der nüchtern strengen Hafenbauten zu dem voraufgehenden Philemon und Baucis-Idyll — taten die erfreulichste Wirkung. Ein genialer Regie-Einfall war auch bei Fausts Erblindung das Herablassen einer schwarzen Rückwand, auf der sich erst das erleuchtete Antlitz Fausts und dann die Skelette der Lemuren mit seltener Illusionskraft abhoben (die Lemuren trugen schwarze Trikots mit weiß aufgezeichnetem Knochengerüst; indem sich das Schwarz des Trikots mit dem Schwarz des Prospektes verband, sah man aus einiger Entfernung nur die Gerippe!).

Eine Aufführung von Shakespeares „Coriolanus" im Stadttheater gab Herrn Koch Gelegenheit, sich in der ihm erheblich besser liegenden Titelrolle etwas zu rehabilitieren; außerdem prägte sich als Leistung von Kraft und Leidenschaft die voluminöse Volumnia Frl. Storms dem Gedächtnis ein. Im übrigen zeigte sich aufs neue, wie selbst für so personenreiche Stücke das Stadttheater nicht durchaus der beste Ort ist, und nur eines verdient restlos lobende Erwähnung: wir verfügen gegenwärtig über so ausgezeichnete Statisten wie vielleicht kaum irgend ein anderes Theater. Wie wir hören, haben sich eine Anzahl junger Leute zusammengeschlossen, um auf diese anerkennenswerte Weise mit der Kunst der Bühne Fühlung zu gewinnen; daß sie es in ihrem „Fache" schon jetzt zu einer Kunst gebracht haben, bewiesen außer den Lemuren im „Faust" die höchst lebendigen Volksszenen im „Coriolan".

Der Schauplatz des Wortdramas ist immer entschiedener das Pfauentheater. Hier erlebte Henri Batailles Stück mit dem zugkräftigen Titel „Das nackte Weib" mehrere Aufführungen. Ein Pariser Modell, das der mit der goldenen Medaille Beglückte heiratet und dann verläßt, ist in dreifacher Hinsicht das „nackte" Weib: als Modell, als naives Menschenkind und als wehrlose Frau. Fräulein Bienz erzielte in dieser Rolle einen vollen Erfolg; glänzend war Herr Wünschmann als alter Fürst, und in Episodenrollen traten hervor die Herren Nonnenbruch und Thomas. Wenn das Stück auch durchaus zum alltäglichen Theaterfutter gehört und psychologische Vertiefung vermissen läßt, so interessiert es wenigstens im Motiv. Das läßt sich kaum sagen von der „Römischen Komödie" von Hugo Salus, die nach der Uraufführung (in Breslau, wenn ich nicht irre) mit unheimlicher Fixigkeit zu uns gekommen ist. Im Rom des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts spielt ein aus gutem Hause entflohenes Mädchen, das sich als männlicher Schauspieler ausgibt (weibliche waren damals nicht geduldet!) „Mädchenrollen" und wird bald von mehr oder minder klugen Vertretern der beiden Geschlechter umworben,

Emanuel Schaltegger (1857—1909). „Schlaumeier".

*) Vgl. in diesem Jahrgang S. 258 ff. 299 f. 340.